

Wenn die großen Mörser sprechen . . .

Der Kriegsberichterstatter des schwedischen Blattes „Dagens Nyheter“ an der östlichen Front, Bengt Berg, der sich kurzzeitig am Dunajec befindet, sendet seinem Blatte eine Schilderung der dortigen den westgalizischen Durchbruch vorbereitenden Artilleriekämpfe, der wir die folgende interessante Stelle entnehmen.

Fast zwei Stunden vor Tagesanbruch bereits begannen die Stimmen der Kanonen durch die Finsternis zu brüllen. Nun aber steht bereits die Sonne über dem Walde, ein sanfter Morgenwind hat die Schleier vom Himmel gestreift, und nur hier und da noch flattert ein weißer, gefranzter Wolkenfetzen durch das leuchtende Blau.

Ununterbrochen kracht und donnert es um uns, ferner und näher, härter und schwächer, aber wir haben es seit langem aufgegeben, die Schüsse zu zählen, und schließlich — was sich da miteinander streift, sind ja doch nichts als „harmlose kleine Kanonen“ . . .

Nun ist die Luft bis in die Höhe mehrerer tausend Meter klar. Wir alle, die wir da versammelt sind, wissen, was kommen soll, und wir geraten geradezu in eine Stimmung der Andacht während des langen Wartens. Heute vormittag noch sollen nun auch bei uns die großen Mörser zu sprechen beginnen.

Von der Richtung oben im Walde rollt ein jurender Laut zu uns herab. Er kommt von weit herüber, aber er bahnt sich hartnäckig seinen Weg durch all das Rollen und Knattern, schweigt eine Weile, setzt wieder ein und steigt und fällt — bald langsamer — bald hastiger — wie die Rufe einer Nachtvogelstärke in einer Sommernacht bei uns daheim im nordischen Walde.

Unten am Wege stehen ein paar galizische Landsturmmänner, die bis heute noch nicht aus dem Staunen über die technischen Wunder herauskommen, die der Krieg in ihr Land gebracht hat und starten mit weit aufgerissenen Mäulern und Augen in die Richtung, aus der der seltsame Laut kommt.

Und plötzlich wächst das Surren an Stärke. . . . Der Ton schraubt sich herauf, bricht einige Male halt ab . . . setzt wieder ein: der Flieger prüft vor dem Aufstieg ein letztes Mal den Motor. Dann kommt es näher, immer näher, wächst zum Knattern und endlich zum Donnern an: ein breiter Schatten zieht über den Wald dahin — der Albatros! . . .

Gleichsam ein riesenhafter, breitgeschulter Raubvogel schiebt er brüllend über die Stadt. Er folgt der Waldgrenze nordwärts, wendet über den Stellungen, wo die großen Mörser stehen und nimmt dann wieder die Richtung nach den fernen Höhen zu. Das Surren wird schwächer, klingt ab und zu noch einmal herüber und verliert sich dann ganz, um nach einer Weile langsam, zuerst fast wie eine Täuschung, von neuem aufzutreten.

Eine Artbegierde, die es mit der Angst bekommen hatte, als der Flieger das erste Mal über den Wald zog und ganz niedrig in unserer Nähe verlor, drückt über dem Erdboden hinflieg, hat inzwischen frischen Mut gefasst und beginnt oben in den Kiefern von neuem lebhaft zu spekulieren. Als jedoch der große unheimliche Kriegsvogel wiederkehrt, wird es still und stiller da droben, bis sich schließlich die ganze Gesellschaft wie große schwarze Steine in die Farnkräuter hinunterplumpsen läßt. Es ist ein komisches Bild: nur die Alertesten wagen den Schnabel ein wenig heranzustrecken, um gespanntem Auge mit feinstem Gekitzel abzuwischen, ob die Gefahr im Verschwinden oder noch immer im Wachen ist.

Der Albatros schraubt sich weiter hinauf. Wenn er eine starke Kurve über uns nimmt und die Sonne unter seine gelbgrünen Tragflächen scheint, leuchtet weißlich sichtbar das schwarze deutsche Kriegskreuz, das er als Erkennungszeichen trägt.

Übermüht beschreibe der große Vogel über uns einen gewaltigen Kreis, denn er ist noch immer nicht hoch genug — höchstens einhunderttausend Meter —, um sich den russischen Linien ungehindert nähern zu dürfen. Das weiß Hauptmann Hedder, der den Albatros liebt, nur allzu gut. Er hat dieselbe Maschine bereits in Frankreich in 2700 Meter Höhe gesteuert und trotzdem noch mehrere hundert Meter über sich französische Sarapnells explodieren sehen. Das Eisenkreuz, das seine linke Brustseite schmückt, erzählt davon, daß es nicht das einzige Mal war. . . .

Kreis um Kreis beschreibe der Albatros über uns im Blau. Jedesmal, wenn er wiederkehrt, ist sein Surren schwächer, mit jedem Male wird er winziger. Wie beginnen allmählich unge-

buldig zu werden. Ununterbrochen brüllen und donnern auf beiden Seiten die Kanonen.

Da kommt der Flieger wieder von den Höhen zurück. . . . Er ist nun so klein geworden, daß wir mit bloßen Auge das schwarze Kreuz nicht mehr erkennen. Er scheint einen Augenblick über uns still zu stehen, zieht eine Kurve — dreht — und schiebt dann plötzlich nach Osten in den Himmel hinein, um in wenigen Minuten im sonnigen Blau zu verschwinden. . . . Mir scheint er wie ein junger Vogel, der, flügge geworden, noch lange über dem Elternnest kreist, unerschütterlich, welche Richtung er wählen soll, und unbewußt begierig zugleich, eine Erinnerung mitzunehmen von dem Heimatland, das da tief, tief unter ihm liegt. Mir, für die scharfen Augen aber, die in dieser Stunde von soundsovielen Stellen aus seinen Flug verfolgen, ist er etwas anderes und mehr: der getreue Bote und mutige Kundschaffer, der furchtlos in den Bereich der Kanonen hineinsetzt, um die feindlichen Stellungen zu erkunden.

Sein Zusammenhang mit der Erde unter ihm ist nun nicht mehr erkennbar, es ist nur noch der unstäthbare Funkenstrom, der ihn mit dem Kommandanten der großen Mörserbatterie verbindet. Wir können ihn, trotz allen Suchens, nirgends entdecken, aber seine drahtlose Kunde überwindet alle Entfernung, und nach dem Verhallen seines Surrens stehen wir lange in gespannter Erwartung, was die großen Mörser ihm antworten werden. Inzwischen ist ein zweiter Flieger hinter uns aufgestiegen; er windet sich gleichfalls, wie sein Vorgänger, langsam in Spiralen herauf und verschwindet dann in der Richtung nach Süden.

Und da kommt die Antwort der Mörser — plötzlich und völlig unerwartet. Sie kommt aus dem Walde in einigen Kilometern Entfernung, aber unsere Fensterscheiben zittern, als wollten sie springen, an den Häusern bricht stellenweise die Rinde von den Stämmen, und in unserer Stube bröckelt die bräunlich gewordene Farbe von Tischen, Bänken und Wänden. Der Boden zittert; wir haben ein Gefühl, als springe und das Trommelfell. Diese Mörsersprache ist nicht dergleichen mit einem Schuß, einem kurzen, scharfen Schuß, wie wir sie von den kleinen Kanonen her gewöhnt sind; es ist ein zerhacktes Krachen, dessen Gewalt zu beschreiben unmöglich ist, ein Krachen, als habe neben einem der Mörser in einem Baumrücken eingeschlagen. Aber es ist keineswegs mit dem Knall oder dem Echo vorbei, das Wald und Berge hundertfach zurückwerfen, — nein, das Brüllen droht uns auch jetzt noch in den Ohren. . . . es ist, als wolle es uns und das ganze Land ringsum zerreißen, fortzuschwimmen, verschlucken. . . . So zieht die mächtige Mörsergranate ihre Bahn weithin über das Land, steigt, alle anderen Geräusche ringsum überhörend, hinauf in den Himmel und sonst schließlich brüllend herab, um die feindliche Batterie, der sie zugeordnet ist, zu vernichten.

Und da tönt auch schon wieder das bekannte Surren über die Talnieder. Wir wissen noch nicht recht, aus welcher Richtung es kommt und spähen lange vergebens nach allen Seiten aus. Da ist er! ruft einer plötzlich, und alle Blicke folgen der angegebenen Richtung und bohren sich in den winzigen Apparat, der aus Himmels Höhen im Gleitflug zu uns niederstößt. Er kommt näher und näher, wächst und wächst. . . . jetzt kann man schon die Tragfläche unterscheiden, das schwarze Kreuz. . . . und nun schwenkt er bereits über uns, ehe wir es uns versehen. . . . Der Albatros! . . .

Ein scharfer Knall. Einen Augenblick nachher noch sich ziehend, saust eine Bombe zu uns herab. Aber es ist keine Bombe, sondern nur die Redung des Fliegers, die mit harter Rauchentwidelung herabgeschossen wird, damit wir besser sehen können, wohin sie fällt.

Als wir hinzusehen, stehen noch immer die galizischen Landsturmmänner mit aufgerissenen Mäulern da. Sie haben irgendwo gehört, daß die Flieger bisweilen Bomben abwerfen, und nun sehen sie kopfschüttelnd bald einander, bald den entschwebenden Albatros an. Sie wissen wirklich nicht mehr, was sie noch glauben sollen.

(Uebersetzt von Werner Peter Varfen.)

Aus der Geschichte der „Lusitania“.

Es war am 8. September 1907, als in Gegenwart Tausender von Zuschauern der neueste und schnellste Riesendampfer der englischen Handelsflotte, der Cunarddampfer „Lusitania“, langsam und majestätisch den Hafen von Liverpool verließ. Mit größter Spannung verfolgte die englische Welt die erste Amerikafahrt der stolzen „Lusitania“. Galt es doch, mit diesem vollendetsten Erzeugnis englischer Schiffbaukunst das Blaue Band des Ozeans zurückzugewinnen, das seit dem Jahre 1898 in deutschem Besitz war. Seit in jenem

Jahre der Hochschnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ in fünf Tagen 17 Stunden und 48 Minuten die „Lucania“, die drei Stunden und zwei Minuten mehr für die Ueberfahrt brauchte, geschlagen hatte, war es den Engländern nicht mehr möglich gewesen, den deutschen Ozeanrekord zu brechen. Die deutsche Schiffbaukunst, die von Jahr zu Jahr größere Fortschritte gemacht hatte, war der englischen überlegen, und schon durchliefen sechs deutsche Schnelldampfer in der Fahrt von und nach New York den Atlantik, denen die Engländer an Schnelligkeit kein einziges Schiff gegenüberstellen konnten. Wohl hatten die altberühmten englischen Schiffswerften die größten Anstrengungen gemacht, um das Blaue Band wieder an sich zu reißen; doch sie hatten den Wettbewerb erfolglos aufgeben müssen und sich auf den Bau zwar großer, aber nur langsamer Schiffe von der Art der „Oceanic“ beschränkt. Mit steigendem Unbehagen hatte man in England die sich immer wieder erneuernden deutschen Erfolge im Schnelldampferdienst mit New York verfolgt; schließlich lieb die englische Regierung ihrer ersten Reederkfirma tatkräftigste Unterstützung, indem sie der Cunard-Linie die Mittel für den Bau von zwei neuen Schnelldampfern, die alles bisher Dagewesene an Größe und Schnelligkeit übertrifften, sollten, auf 30 Jahre zinsfrei zur Verfügung stellte, und ihr neben dem Kapital von 40 Millionen Mark noch eine Fahrprämie von 3 Millionen Mark jährlich bewilligte. Dafür sollten zwei Schiffe gebaut werden, die umstände waren, eine geringste mittlere Ozeangeschwindigkeit von 24 1/2 Knoten in der Stunde bei möglichem Wetter innezuhalten.

Jene zweite Ozeanreise der „Lusitania“ aber wurde für die Engländer zu einer gewaltigen Enttäuschung. Als am 15. September 1907 die „Lusitania“ um 9 Uhr vormittags durch die Barre im New Yorker Hafen dampfte, da ergab sich, daß das neue Schiff den deutschen Rekord nicht geschlagen hatte. Ihn hielt damals die „Deutschland“, die schon im Jahre 1900 den Weg von Cherbourg nach New York mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 23,15 Knoten zurückgelegt hatte, während die „Lusitania“ nur eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 23,01 Knoten zu erreichen vermochte. Im Jahre 1901 hatte überdies die „Deutschland“ an einem Tage 601 Seemeilen zurückgelegt, und auch diesen Rekord hatte der englische Schnelldampfer nicht schlagen können, da seine beste Leistung nur 593 Seemeilen an einem Tage betrug. Wohl hatte die „Lusitania“ die Strecke von Hafen zu Hafen um 6 Stunden 4 Minuten schneller als die „Deutschland“ auf ihrer schnellsten Fahrt zurückgelegt; aber der von ihr durchmessene Weg von 2780 Seemeilen war bedeutend länger als der der „Deutschland“. So herrschte im britischen Inselreiche große Enttäuschung über die Leistung des Riesendampfers, den man mit so stolzen Hoffnungen auf seiner ersten Ausfahrt begleitet hatte. Man tröstete sich dafür mit Betrachtungen über die außerordentliche Eleganz und den Komfort der Einrichtung der „Lusitania“, die ein schwimmender Palast im wahren Sinne des Wortes war. Prächtige Festhale, bequemere Kajüten, geräumige Decks machten den Passagieren die Ueberfahrt zu einem Vergnügen und zur Erholung; der verwöhnte Engländer und der noch anspruchsvollere amerikanische Kabob vermählte nichts, was er daheim im Savoy-Hotel oder im Waldorf-Astoria zu beanspruchen gewöhnt war. In vergleichenden Darstellungen wurde dem großen Publikum vor Augen geführt, wie gewaltig die 282 Meter betragende Länge des Schiffes war und welche ungeheure Menge an Gütern in dem Riesenbauch des 17 Meter tiefen Schornsteinhöhe moß die „Lusitania“ nicht weniger als 47 Meter; sie war in 175 wasserdichte Abteile geteilt; sämtliche wasserdicht schließenden Türen in den Schotten waren von der Kommandobrücke aus zugleich oder einzeln zu schließen und zu öffnen. Das Schiff konnte 360 Fahrgäste erster, 500 zweiter, 1400 dritter Klasse aufnehmen; dazu kam eine Besatzung von 800 Mann, so daß die schwimmende Stadt insgesamt Raum für 3300 Mann bot. Ganz neuartig aber waren vor allem die maschinellen Anlagen der „Lusitania“. Es war der erste große Handelsdampfer, der anstelle der früher verwendeten Kolbenmaschinen mit Turbinen ausgerüstet war, die insgesamt 70 000 Pferdekraft leisteten.

Die nächsten Jahre brachten noch weitere Fortschritte im Schiffbau. Die Cunard-Linie ließ der „Lusitania“ sofort den Bau der „Mauretania“ folgen, eines Schwester Schiffes, das in seinen Abmessungen die „Lusitania“ noch um ein Geringes übertraf. Die Konkurrentin der Cunard-Linie, die White Star-Linie, erbaute zwei noch gewaltigere Schiffe, die „Olympic“ und die „Titanic“ unseligen Andenkens; aber deren Ruhm ver-

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

Endlich bin ich wieder frei, bin wieder mein eigener Herr! Wie habe ich es nur über ein halbes Jahr seit Oktober ertragen können? Meine farge Befoldung hatte doch wirklich nicht zuiel Verlockendes, und die andere immaterielle Belohnung, die schlecht bezahlte Ingenieursleistungen aufwiegen soll, nämlich die Zunahme an Geist und Erfahrung im Trade, war hier sehr problematisch. Ich konnte doch wirklich nichts beim Elevatorenbau für die Elektrotechnik profitieren! Es war einfach verlorene Zeit! Was sollte ich also noch länger hier? Auf diesem Wege war das Große nicht zu erreichen.

Meister Baker hat ein gar grimmiges Gesicht geschnitten, als ich ihm kurz vor der Mittagspause erklärte, ich hätte um meine Entlassung. Sechs Monate hätte er sich so viele Mühe gegeben mich zum Statiker zu erziehen! Nun, im Grunde kann er doch mit seinen Lehrersorgen ganz zufrieden sein. Ich habe schließlich mehr von seiner Kunst verstanden als er selbst! Und moralisch braucht er sich wahrlich nicht verletzt zu fühlen. Ich ließ mich als Elektrotechniker für die Schmelzwerke seiner Gesellschaft anstellen, aber nicht als Bauingenieur, wozu Baker mich auswählte. Warum, das weiß der liebe Himmel! Hat er vielleicht ein besonderes graphofotatisches Genie in mir vermutet? Sechs Monate habe ich es mit angesehen, immer hoffend, dem langweiligen Konstruktionsstillsche den Rücken kehren und wieder in die frischere Luft des technischen Betriebes eintreten zu dürfen — aber vergebens! Da habe ich eben gefündigt. Baker hat wirklich nicht nötig, spitze Bemerkungen über die dummde Foreigners zu machen, die ins Land kamen, sich auf fremder Leute Kosten Erfahrungen zu sammeln, und dann wieder gingen, sobald sie eben anfangen müßlich zu werden. Ist er doch selbst einer dieser so weidlich gehobter Ausländer, ein Amerikaner ungeliebten Andenkens seit dem blutigen Tage von Molino Rey, da der nordische Eindringling den letzten Widerstand Mexikos niedertrat. Was soll da sein Fremdenhaß? Die Amerikaner wollen eben alles haben, sie sind eine räuberische Nation.

In einem Punkte lobe ich mir aber doch die amerikanische Freiheit: in ihrer Einfachheit der Kündigung. Jede Minute kann ich entlassen werden, kann ich gehen und werde auch bis zu dieser Minute entlohnt. In Deutschland hätte ich unter ähnlichen Verhältnissen noch sechs Wochen oder ein Vierteljahr ruhig aushalten müssen, in der unangenehmen

Lage, überall als einer angesehen zu werden, „der bald geht“, dem man mißtraut und den man zu wichtigeren Arbeiten nicht mehr heranzieht. Hier stand ich aber fünf Minuten nach der entscheidenden Unterredung mit Baker auf der sonnen-glanzüberzogenen Straße Cino de Mayo, außerhalb des Geschäftes, als freier, ganz freier Mann!

Es lebt sich doch schon in Mexiko, wenn man frei ist. Die Welt ist eben nur für den independent gentleman geschaffen worden. Das ist gewiß kein Trost für alle diejenigen, die nicht als solche geboren sind, aber es hilft nun einmal nichts, man muß sich damit abfinden.

Ich entdehe übrigens, das mobile Kapital trägt nicht die Schuld an diesem Mißstande, sondern ist geradezu das Mittel, solchen Mangel möglichst gut zu machen. Ohne die Kraft des Geldes gäbe es nur Besitzlose und Besessene, Ausgebeutete und Ausbeuter, scharf getrennt in Klassen; heute steht es aber jedem, auch dem ärmsten Proletarier offen, sobald er sich ein paar Pesos gespart hat, einen Tag oder wenigstens eine Stunde frei und unabhängig zu sein; das ist gewiß eine Art von Ausgleich gegen die früheren Verhältnisse, da die ent-rechteten Klassen nicht die leiseste Hoffnung hatten, auch nur für einen Augenblick sich über ihr elendes Los zu erheben.

Vorübergehend — ach, leider nur vorübergehend — bin ich ein großer Herr, und das ist gut. Zunächst habe ich geschlafen, tief und lange, bis zehn Uhr. Dann habe ich mir ein Reitpferd genommen und bin in den Park von Chapultepec hinausgeritten, in den Schatten der uralten düsteren Zypressen, die bereits den unglücklichen Kaiser Montezuma unter ihren Zweigen haben wandeln sehen und die im leichten Winde flüsternd viel vom Wechsel der Zeiten und Menschen erzählen können.

Eine Equipage ist vorbeigefahren. Dieselbe Amerikanerin, die ich schon ein paarmal auf dem Paseo de la Reforma gesehen habe. Wenn ich reich wäre . . .

Die heißen Mittagsstunden habe ich verschlafen. Dann gelesen, dann im Sotel Turbide, dem ehemaligen Palaste eines Kaisers, gespeist. Werden später wohl auch einmal europäische kaiserliche Paläste in Riesenhotels umgewandelt werden? Und eine stille Abendstunde in der Alameda zugebracht, auf einer Bank sitzend, dem Rauschen der Springbrunnen und dem Blattgeflüster der Buchen lauschend — es ist so schön, nichts zu tun.

John Stuart fehlt mir doch etwas. Ich habe mich sehr an die Stubbengemeinschaft mit dem breitschulterigen Amerikaner gewöhnt. Man hat doch hier sonst niemanden, mit dem

man sprechen könnte. Und selbst die nächtliche Wanzenjagd hat ihre Reize, wenn dieser schönen Leidenschaft in Gemeinschaft mit einem guten Freunde geübt wird. Nun muß ich mein Blut allein verteidigen.

Ich kenne Stuart erst ein halbes Jahr; er ist mein jüngster Freund — und doch mein liebster und eigentlich mein einziger. In den raschen Wechselfällen des Schicksals verläßt man die anderen, die alten, die man in der Heimat zurückließ, nur zu rasch.

Die Heimat! Wer nichts zu tun hat, wird leicht sentimental. Es war heute ein schöner, warmer Apriltag und der Abend herrlich. Das Firmament ist mit silbernen Sternen bestid, die prächtig durch die klare Luft der Höhebene herniederfunkeln. Es war auch im April, vor zwei Jahren, als ich die Heimat verließ, aber es regnete und schneite dazwischen, ein schreckliches Wetter, so daß ich wirklich froh war, fortzukommen, auf dem Ozean, in südlichere Gewässer.

Das scheint nun wie eine Ewigkeit hinter mir zu liegen. Meine Erlebnisse in den Vereinigten Staaten füllen mir fast die Endlichkeit aus, auf die ich zurückblicken kann, und auch die verschwindet schon seit jenem heiteren Oktobertage, an dem ich über die Grenze bei El Paso ging und die staubige Wüste von Chihuahua durchquerte, an dem mich lateinisch-amerikanisches Leben zum ersten Male umwogte.

Hermann Schmidt, der junge Berliner, mein Tischnachbar in der Familie der edlen Donna Eufemia Rodriguez, die mir gegen schäweres Entgelt gastfreundlich Unterkunft gewährt, besuchte mich gegen Abend auf meinem Zimmer. Es gefiel ihm augenscheinlich gar nicht, mich beschäftigungslos zu finden, und ich konnte mich an dem Reflexe seines Reides. Auf seiner Deutsch-Transatlantischen Bank hat er nicht viel Mühe.

Auch einer der Enttäuschten. Als ihn sein Berliner Stammhaus nach Mexiko fandte, war er Feuer und Flamme für die neue Aufgabe und die Neue Welt gewesen. Hier mußte es ja leichter sein, reich zu werden, als in Europa. Doch als er sich in die fremden Verhältnisse eingefunden, als er die Sprache beherrschte und Land und Leute ein wenig kannte, als das Neue durch den eintönigen Regen der Zeit heruntergewaschen war, erkannte er, daß hüben wir drüben doch nur mit Wasser gefochet wird, und befand sich meistens in einer unerträglichen Mißstimmung, die durch sein — allerdings nicht eingeständenes — Heimweh stets neu genährt wurde.

So war er denn auch bald wieder bei seinem Lieblings-

klagte ebenfalls alsbald, nachdem die deutsche Schiffbauindustrie Seegiganten von der Größe des „Imperator“ hatte vom Stapel laufen lassen. Doch der Stolz Englands blieb „Lustania“, schon weil sie das erste unter den englischen Riesenschiffen gewesen war, und als sie im Spätsommer des Jahres 1911 in drei Wochen dreimal den Ozean gekreuzt hatte, wurde das als eine noch nicht dagewesene Leistung mit lauter Klänge der Welt verkündet.

Litau.

Während das Innere Litauens eine abwechslungsreiche, an hübschen Bildern reiche Landschaft bietet, ändert sich der Charakter des Landes, wenn man sich der litauischen Küste nähert. Die großen Waldungen, die die Umgegend von Wilna kennzeichnen und reiche Gelegenheiten zur Jagd bieten, verschwinden. Soweit das Auge zu sehen vermag, erblüht es keinen Baum mehr, nichts als eine endlose, sandige, kahle Fläche und dahinter das Meer. Das ist das sogenannte „Litauische Sibirien“, und im Süden dieses wenig wirtlichen Landstriches liegt Litauens bedeutendster Seehandelsplatz: Libau. Seine Bedeutung als Handelsplatz hat Libau erst im jüngsten Menschenalter erlangt, aber seiner Geschichte nach ist es eine uralte Siedlung. Schon vor Ankunft der Deutschen war den damals das Land bewohnenden Litauern, sowie auch den fahrenden Skandinaviern der natürliche Hafen wohl bekannt, der an dieser Stelle durch die Mündung der aus dem gleichnamigen See kommenden Liva gebildet wird. So entstand an dieser für die Schifffahrt so günstigen Stelle das Dorf Liva, das bereits am Anfang des 15. Jahrhunderts sich zu einer Stadt entwickelt hatte, die allmählich den Namen Libau erhielt. Beschäftigte Schiffsleute sind dieser Stadt beizugehören; nach vielfachen Feindschaften genoss sie von 1560 bis 1600 eine Zeit glücklicher, ruhiger Entwicklung, als sie als Pfandgut in den Händen des Herzogs von Preußen war. Wieder litauisch geworden, hatte Libau besonders gegen den Wettbewerbs von Riga anzukämpfen, das von der polnischen Regierung in jeder Weise begünstigt wurde. Erst das 18. Jahrhundert sprengte die Polier, die Libaus Aufsicht niederhielten, und alsbald begannen sich die natürlichen günstigen Bedingungen der Stadt bemerkbar zu machen. Der Seeverkehr steigerte sich, die Einwohnerzahl wuchs zusehends, und das Territorium der Stadt nahm an Umfang zu. Wie der jetzt nach Sibirien verschickte tüchtige baltische Geschichtsforscher Dr. Ernst Seraphim hervorgehoben hat, hob sich unter diesen Umständen das Selbstgefühl der Stadt sehr schnell, besonders als es immer deutlicher zur Sprache kam, das Libau die erste Handelsstadt Litauens war. Zur Wilna die Herzogs- und Adelsstadt, so entfaltete sich Libau zur selbstbewußten Bürgerstadt, die der Adel eher mied, als er sie aufsuchte, und nirgends haben die Lehren der Aufklärungsepoche von der Freiheit und Gleichheit und die Gedanken der französischen Revolution in Litauen so schnell Boden gefaßt wie hier. In diese Zeit des blühenden Wohlstandes fallen denn auch die älteren Kirchenbauten der Stadt, von denen besonders die Kirche für die Deutsche Gemeinde hervorzuheben ist, die das schönste Gotteshaus Litauens genannt worden ist. Unter den Gebäuden, die weltlichen Zwecken der Bürgerchaft dienen, ragt das Kommodienhaus hervor, das wohl 1784 errichtet worden sein mag.

Nach dem Uebergange Litauens an Rußland folgten für Libau zunächst wieder schwere Zeiten. Der Sturm und Drang der napoleonischen Jahre, die Bedrohung der Stadt durch die Polen im Jahre 1831, ihre Absperrung durch die Engländer während des Krimkrieges im Jahre 1855 und immer wieder dabei der Wettbewerbs mit dem immer mächtiger auftretenden Riga ließen die Stadt nur langsam emporkommen, bis endlich 1873 die russische Regierung die volle Wichtigkeit des Libauer Hafens begriff. Jetzt wurde Libau in das Eisenbahnnetz Rußlands einbezogen, und die getreidereichen Bezirke des Landes konnten nun ihre Erzeugnisse geradentweg nach Libau befördern. Es war der Plan der russischen Regierung, die russische Ausfuhr von den deutschen Ostseehäfen nach einem russischen Hafen, eben nach Libau, abzulernen, und bedeutende Hafenanlagen und Anlagen begannen das alte Bild der Stadt zu verändern. Sie liegt auf einer schmalen Neigung zwischen der Ostsee und dem sogenannten Kleinen See. Aus einer an die 15 000 Einwohner zählenden Kleinstadt hat sich Libau in etwa 40 Jahren zu einer regen Stadt von ungefähr 65 000 Einwohnern entwickelt, die durch die 1890 begonnene Anlage des neuen Kriegshafens einen weiteren bedeutenden Anstoß erfahren hat. Den veränderten Verhältnissen hat sich auch ihr Aussehen mehr angepaßt. Das alte Libau bestand, eckig nordisch, aus sauberen und freundlichen einstöckigen Holzhäusern, die im Wille der Stadt auch heute noch nicht fehlen, aber immer größer ist die Zahl der stattlichen modernen Gebäude geworden. Auch als Seebad hat Libau einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Von den Sommergästen lebt in erster Linie das Theater der Stadt; ein Kurhaus ist für sie bestimmt, und eine Menge hübscher Villen zwischen der Stadt und dem Strande

thema, der mangelhaften Entwicklung des deutschen Unternehmungsgeistes, die er für sein Schicksal verantwortlich macht. Er begann in feiner Dogenstimm: „Wie kommt es, daß für den Deutschen kein Fortkommen in diesem Lande ist, da doch noch Milliarden aus Minen, Fabriken, Bahnen und Plantagen gehoben werden können? Lediglich deshalb, weil das deutsche Kapital nichts riskieren will. Das größte heimatische Bankunternehmen hat eine einzige, armselige Million Pehos in seiner amerikanischen Filiale investiert, sie von vornherein zu einem Wechselbanklein dritter Güte prädestinierend. Wohl sind Milliarden deutschen Kapitals in Mexiko angelegt — aber nur in ganz bombensicheren Werten, Staatsanleihen usw. Wo wirklich Geld verdient wird, räumen wir das Feld vor den Amerikanern. Obgleich wir es leichter hätten als jene, die seit 1847 in Mexiko weidlich gehakt werden. Mit dem Gelde kämen auch die Menschen ins Land; wer das Kapital hergibt, besetzt auch die leitenden Stellen, und einer hebt den anderen mit sich in die Höhe. So sind wir Deutschen aber dazu verurteilt, Handlanger und Hausdiener der Pankees zu sein. Wir haben eben, trotzdem jetzt so viel darüber geredet wird, doch noch keine Ahnung von Weltwirtschaftspolitik; wir begnügen uns mit farger Rente und überzeichnen Staats- und Kommunalanleihen zwanzigfach, anstatt das Geld in die Welt hinauszuschicken, wo noch zehn oder fünfzig oder hundert Prozent verdient werden, und reicherer und bequemere Nationen unsere heimischen Werte zur genügenden Ausbeute zu überlassen. Nur die Differenz zwischen erhaltenen und bezahlten Zinsen kann heutzutage eine Nation reich machen — usw.“

Vielleicht hat Schmidt in vielen Dingen recht. Aber was hilft es? Wir beide können die Welt nun einmal nicht ändern. Wir haben nichts; mein kleines Kapital in der Heimat ist so gut wie gar nichts im Sinne der Schmidtschen Ideen. Räumen wir also das Feld vor den tüchtigeren Pankees!

Er kann meine Sanftmut nicht begreifen. Nun ja, ich liege auf der Chaiselongue, rauche meine Zigarre, weiß, daß ich morgen einen ebenso schönen, freien Tag wie heute haben werde, während dieser arme Teufel sich tagaus tagein mit dem allerdings wesentlichen Unterschiede zwischen der rechten und der linken Seite seines Kontobuches befassen muß.

Endlich ging der Weltverbesserer und ließ mich allein. Ich träume weiter — und doch komme ich von seinen Gedankenreichen nicht ganz los. In dieser Welt sind noch Reichtümer zu erwerben — warum also nicht für mich? Es bedarf ja nur zweier Dinge: des Mutes und der Gelegenheit. Am erlieren soll es nicht fehlen; das Uebrige gibt ja der Herr den Seinen im Schlaf! Und ich bin so müde!

(Fortj. folgt.)

nehmen im Sommer die Erholungsbedürftigen auf. Libau hat vor allen anderen russischen Ostseehäfen den wichtigsten Vorzug des etwas milderen Klimas vorans, da die Eisfreiheit, die der Winter dem Hafen anlegt, hier um drei Wochen früher als vor den anderen Häfen der Ostseeprovinzen und fast sechs Wochen früher als vor der Neumündung schmelzen.

Theater.

Trianon-Theater. „Wie man einen Mann gewinnt“: Diese Kunst verjagt der Anglo-Amerikaner Rida Johnson Young in seiner fälschlicherweise als Lustspiel bezeichneten Grotteske auf ihre Stichhaltigkeit zu erproben. Daß die Heirats-Lotterie eine originelle Lustspielidee ist, mag zugegeben sein. Damit verhält es sich folgendermaßen: Jack Bright, ein New Yorker Journalist und Windhund, hat es gründlich satt, immerfort als armseliger Teufel herumzulaufen. Er kommt also auf den Einfall, sich mittels einer öffentlich aufgelegten Lotterie zum ferneren Leben ausreichende Barmittel zu beschaffen. Das Los kostet ja „nur“ einen Dollar. Soviel würden Tausende von Jungfrauen wohl aufbringen. Der glücklichen Gewinnerin des Hauptpreises solle er selbst als Gatte in den Schoß. Diese Ankündigung in einem New Yorker Blatte war nicht bloß ungeheurer sensationell, sondern auch von ungeheurem Erfolg begleitet. Mehrere Hunderttausend Dollar kamen zusammen; das Weibsvolk raufte sich förmlich um den Helden. Jack befand sich in erschrecklicher Lage. Aber das schlimmste war dies, daß er als Haupttreffer einer alten verheirateten Dame, die im Hause des ihm befreundeten Zeitungsverlegers als eine Art „Stütze“ diente, auftrat. Wie sehr die auf seinen Besitz sich verleitete, wie es ihm gelang, sie als Lotterielosdame zu entlarven, um nun Miss Helene, eine junge Millionärin heimzuführen, das ist alles ganz spaßhaft, wenn auch selten über die echt amerikanische Verzerrung hinausstreifend. Nebenbei blühen allerhand liebenswürdige Inzestiven gegen den Egoismus, gegen die Gucht nach Reichtum und das Faulpelzleben der New Yorker Snobs auf.

Von den Witzwizenden gibt eigentlich Mosa Baletti die anziehendste, dem trockenen amerikanischen Humor ergötlich angepaßte Charakterisierung. Gut macht auch Lupo Pic keine Sache. Und Elise Wundinger ist als dürre Nizze ziemlich karikaturistisch.

ek.

Kleines Feuilleton.

Die Theater in Lodz.

Die „Schaubühne“ beschäftigt sich mit den Theaterverhältnissen in Lodz. Von den verschiedenen Theatern, über die eine Halb-millionenstadt wie Lodz in Friedenszeiten natürlich verfügte, ist heute nicht so viel Bemerkenswertes übrig geblieben. Im polnischen Theater läßt sich eine Truppe sehen, der man den guten Willen nicht abstreiten kann, die aber ihre Ziele bei weitem nicht erreicht und hin und wieder eine unfreiwillige humoristische Wirkung erzielt. Im jüdischen Scala-Theater und im jüdischen Großen Theater spielen wenigstens einige Künstler, aber leider stehen ihnen Witzwizende zur Seite, die einen Erfolg selten aufkommen lassen. Kriegszeiten. Das deutsche Thalia-Theater ist — geschlossen. Hier erwacht der deutschen Bühnenkunst eine wichtige Aufgabe. Lodz braucht das deutsche Theater und deutsche Schauspielkunst jetzt mehr als je. Es gibt in Lodz außerordentlich viel Deutsche, und insbesondere sind die wohlhabenden und intelligenten Leute fast alle deutsch. Auch die Umgegend ist zumeist deutsch und früher kamen sowohl aus den benachbarten Städten wie aus den Dörfern die deutschen Bewohner nach Lodz, um ihr deutsches Theater zu besuchen, und der Theaterverein und die Freigebigkeit der deutschen Fabrikanten sorgten dafür, daß ihnen wirkliche Kunst geboten wurde. Auch sind die Requisiten vorhanden. Der Krieg hat den Theaterverein zwar gesprengt und manchen Fabrikanten aus Lodz vertrieben, aber es gibt ihrer noch viele, die als Kunstfreunde das neue Werk mit aufbauen helfen würden. Zudem gibt es heute in Lodz viele Soldaten aller Grade, die schlichtlich auf die Gelegenheit warten, wieder einmal gute Aufführungen mitzuerleben. Nützlich gab es eine einseitige deutsche Dilettantenvorstellung, und das Thalia-Theater war Tage vorher ausverkauft. Es liegt hier also die Möglichkeit, ein tüchtiges Stück deutscher Kulturarbeit zu leisten.“

Generalleutnant und Generalmajor.

Der „Schwäb. Tagwacht“ wird geschrieben: Dem und jenem, der mit militärischen Dingen — sei es auch nur als Zeitungsleser — sich beschäftigt, ist wohl der Gedanke aufgestiegen: Warum bezeichnet der Titel Generalleutnant einen höheren Rang als Generalmajor; wo doch der einfache Leutnant weit unter dem Major steht? — Natürlich liegt hier weder Unübersicht, noch die Marotte irgend jemand vor. Die Sprache wird nicht gemacht, sondern stellt einen lebendigen Organismus dar, der, wie jeder andere, sorgfältig Neues aufnimmt und Altes, Abgestorbenes ausschleibt. Deshalb ist auch die Gegenwartsgehalt der Sprache oft nur an der Hand ihrer Lebensgeschichte zu begreifen und diese nur, wenn man dem Wort auf den Begriff, das Primäre, zurückgeht.

Frühe schon trat in der Heeresorganisation drei Formations-einheiten als Grundlage der weiteren Gliederung hervor: die Kompagnie, das Regiment, das Armeekorps. Die in der Kompagnie, sozusagen der Zelle, waltenden Personen waren, von unten nach oben, der Feldwebel (Wachtmeister), Leutnant und Hauptmann. Aus einer Anzahl Kompagnien gebildet, die nächsthöhere Einheit, das Regiment, unterstand der Leitung ebenfalls eines Dreigestirns, das, von der Kompagnie abgeleitet, die Namen Oberstwachmeister, Oberstleutnant und Oberst (Hauptmann) trug; ohne weiteres fiel aus praktischen Gründen (in der Sprachgeschichte findet sich dies oft) der „Hauptmann“, während „Oberstwachmeister“ noch bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts die offizielle Bezeichnung des Majors war.

Die größte Truppeneinheit, das Armeekorps, kam, dem gleichen Entwicklungsgang folgend, unter die Leitung des Generalwachmeisters, des Generalleutnants, des Generals. Aber der zusammengefaßte, gehobene Wachtmeister ward bald als zu schwach und unhandlich gefunden: der Oberstwachmeister (der größere, Major) wurde zum Major, sein höheres Seitenstück zum Generalmajor; wie seine Uniform, rangiert er hinter dem Generalleutnant.

Was ein Dreadnought verbraucht.

Von den Vorräten an Brennmaterial, Munition und Lebensmitteln, die die modernen schwimmenden Festungen mit sich heraufnehmen, wird in einer Zusammenstellung der „Lectures pour tous“ das folgende gigantische Bild entworfen: Ein französisches Panzerschiff vom Typ des „Danton“ verbrennt 2000 Kilo pro Stunde bei einer Geschwindigkeit von 11 Knoten, 19 000 Kilo in der Stunde, wenn sich die Geschwindigkeit auf 20 Knoten erhöht, und am Ende von 115 Stunden sind seine Kohlenkammern geleert. Die englischen und deutschen Dreadnoughts haben etwa 10—12 30,5-Millimeter-Kanonen an Bord, von denen jede 150 Schüsse abgeben kann. Die Gesamtkosten der Munition, inbegriffen der großkalibrigen, stellen sich bei einem Geschütz auf 450 000 Frank. Wenn also pro Geschütz und Minute ein Schuß abgegeben würde, so würden in 2 1/2 Stunden mehr als 5 Millionen Frank verausgabt sein.

Ein englischer Dreadnought mit einer Besatzung von etwa 900 Mann hat in Kriegszeiten folgende Lebensmittelmassen an Bord: 30 Tonnen feines Rindfleisch, 60 Tonnen Kartoffeln, 8 Risten Tafelzucker, 300 Pfund Wollwolle, 72 Risten Weizen, 25 Pfund Maffaroni, 4 Risten konservierte Kaviar, 750 Pfund Soda, 12 Duzend Flaschen mit pulverisiertem Pfeffer, 8 Duzend Dosen mit Erbsen, 300 Pfund deutsche Würstchen, 50 Käser mit Schweinefleisch, 65 kleine Tonnen mit Margarine, 180 Speckhälften, 4 Risten konservierte Pastinauten, 150 Risten mit Schokolade, 8 Risten mit Kapseln in Dosen, 2 Risten mit getrockneten Äpfeln, 8 Risten mit Datteln in Tomatenauce, 24 Duzend Flaschen mit Sauce, 8 Duzend Ananisdosen,

12 Duzend Dosen mit Birnen, 24 Duzend Pflückdosen, 300 Pfund Korinthen, 300 Pfund Bananen, 300 Pfund Tapioka, 300 Pfund Pfannkuchen, 8 Risten Nieren, 8 Risten Junge, 12 Risten Schweinefleisch in Dosen, 25 Pfund Bergkräuter, 6 Risten Sardinen, 120 Schachteln mit Keks, 36 gelochte Schinken, 30 ganze Käse, 2250 Pfund Salz, 24 Dosen Würstchen, 12 Dosen mit Schellfisch, 15 mit lauren Seringen, 720 frische Eier, 70 Risten Tomaten, 200 Schachteln mit frischen Tomaten, eine halbe Tonne Zwiebeln, 1000 Schachteln Zigaretten.

Zur Chemie der Blütenfarben.

Ueber den chemischen Aufbau der Anthocyane, d. h. jener Farbstoffe im Zellsaft, welche Blüten und Früchten ihre eigenartige Färbung verleihen, hat es bisher an bestimmten Vorstellungen gefehlt. Man wußte, daß es Glukoside waren, Verbindungen eines organischen Farbstoffes mit einem Zucker, die, je nachdem sie in saurer oder in alkalischer Lösung sich befanden, rote oder blaue bis violette Farben lieferten. Hier die Lücken ausgefüllt zu haben, ist ein neues Verdienst des durch seine jahrelangen und bahnbrechenden Arbeiten über die Konstitution des Blattgrüns (Chlorophyll) berühmten gewordenen Professors der Chemie Richard Willstätter, der jetzt Vorsteher des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie in Dahlem bei Berlin ist. Er und seine Schüler haben in „Liebig's Annalen der Chemie“ die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über die chemische Konstitution verschiedener Pflanzenfarbstoffe veröffentlicht. Jedes Anthocyan ist ein selbständiger Körper, der chemisch isoliert werden kann. So befindet sich in der Kornblume das Cyanin, in der Preiselbeere das Paeonin, in der Scharlachpelargonie das Pelargonin, im Rittersporn das Delphinin, in der Heidelbeere das Myrtillin und in der Weintraube das Delphinin u. a. m. Alle diese chemischen Körper sind mit einander nahe verwandt und lassen sich ineinander umwandeln. So ist das Anthocyan der Rose ein saures Cyanin, während das Cyanin der Kornblume alkalisch ist. Nicht nur konnte die grobe Zusammenfassung der Farben nach den Elementen ermittelt werden, sondern sogar auch die feinere Struktur. Daß die so gewonnenen Strukturformeln richtig waren, wurde dadurch bewiesen, daß auch die künstliche Synthese einiger Anthocyane auf Grund dieser Voraussetzungen gelang.

Eine neue Anwendung des Schoop-Verfahrens.

Unter den Erfindungen der letzten Jahre auf technischem Gebiete, die die vielseitigste Anwendungsmöglichkeit boten, ist zweifellos das Schoop'sche Metallspritzverfahren zu nennen. Es wird dabei geschmolzenes Metall in feinsten Verteilung gegen eine zu metallisierende Fläche gespritzt. So wird in der handlichsten Form, der Schoop'schen Spritzpistole, ein dünner Metallrand geschmolzen und in diesem Augenblick auch gegen die zu metallisierende Fläche geschleudert. Die einzelnen Metallflügeln geben einen so fest haftenden Ueberzug, daß man sie hämmern und polieren kann. Man kann nach diesem Verfahren genau so gut eine fertige Eisenbrücke mit einem nicht rostenden Metallüberzug versehen oder einen Holzbottich mit Metall auskleiden, wie man auch das feinste Relief nachbilden kann. Ein neues Anwendungsgebiet für das beschriebene Verfahren ist die Herstellung von Zinnfolien oder anderem Metall, die bisher, abgesehen von Blattgold, lediglich durch Auswalzen erzeugt wurden. Während es bei der Herstellung dieser Metallüberzüge nach dem Schoop'schen Verfahren bisher darauf ankam, daß das Metall auf der damit zu überziehenden Unterlage fest haften muß, bei der Herstellung von Metallfolie diese natürlich von der Unterlage, auf der sie gespritzt wurde, abgehoben werden. Eine sich drehende Walze aus Glas, Porzellan oder einem andern harten polierfähigen Material wird nach dem „Prometheus“ durch eine in ein Wassergefäß eintauchende kleinere Walze ständig befeuchtet und gelüftet. Das Metall wird durch eine Düse gegen die Walze gespritzt, wobei es sich in dünner Schicht gleichmäßig ausbreitet, erstarrt, aber an der glatten und feuchten Walze nicht haften, so daß es durch eine geeignete Abhebvorrichtung abgehoben und auf eine Rolle aufgewickelt werden kann. Das auf diese Weise entstehende dünne Metallband ist in seiner Breite naturgemäß abhängig von der Stärke des Metallstrahls; durch Verbindung einer Düse mit breiter Austrittsöffnung und noch mehr durch Bewegung der Düse parallel zur Achse der Walze kann aber auch ein verhältnismäßig breites Metallband hergestellt werden, und die Verwendung mehrerer Düsen dürfte auch sehr breite Bänder zu erzeugen gestatten.

Kartoffelmehl nach dem Kriege.

Die guten Erfahrungen, die man bei der Verwendung von Stärkemehl bei der Weißbrotverzeugung gemacht hat, legen den Gedanken nahe, diesem Kartoffelerzeugnis die Stellung, die ihm durch die Kriegsergebnisse eingeräumt worden ist, auch nach dem Friedensschluß zu lassen. Haben doch die praktischen Versuche ergeben, daß ein mit 10 Proz. Stärkemehl hergestelltes Weißbrot von dem aus reinem Weizenmehl nicht zu unterscheiden ist. Auch im Nährwert ist es als gleichwertig anzusehen, denn der Gehalt an verdaulichem Rohprotein ist um höchstens 0,8 Proz. geringer als im reinen Weizengebäck, dagegen ist der Gehalt an verdaulicher Trokensubstanz um 0,5 Proz. höher, die Unterschiede sind also so unerheblich, daß sie den Nährwert überhaupt nicht beeinflussen können; das ist auch in Gutachten des Reichsgesundheitsamtes wie des hygienischen Instituts der Universität Berlin zum Ausdruck gelangt. Die deutsche Kartoffelstärkeindustrie ist bisher bis zu einem gewissen Grade Ausfuhrindustrie gewesen. Von den im Deutschen Reich erzeugten 2,5 Millionen Doppelzentnern Kartoffelstärke und Stärkefabrikat ging bisher ungefähr der vierte Teil ins Ausland, und zwar zur Hälfte nach Großbritannien. Schon im Laufe der letzten Jahre haben sich für die Ausfuhr namentlich infolge der stark konkurrierenden amerikanischen Maisstärkeindustrie immer größere Schwierigkeiten ergeben. Inwieweit nach Beendigung des Krieges die Ausfuhr aufrecht erhalten werden kann, ist heute noch nicht zu übersehen, im Gewerbe selbst bestehen lebhaftest Befürchtungen, daß mit einer Einschränkung der Ausfuhr zu rechnen sein wird, und man ist der Ansicht, daß man alle Ursache habe, sich nach weiteren Abzweigungen umzusehen. Dann ist aber auch sehr in Betracht zu ziehen, daß das Erzeugnis, für das das Stärkemehl jetzt als Ersatz herangezogen wird, nämlich das Weizenmehl, zu einem recht erheblichen Teil aus dem Ausland kommt: Etwa 20 Millionen Doppelzentner beträgt der jährliche Einfuhrüberschuß, und wenn dieser Einfuhr auch eine Ausfuhr von etwa 8 Millionen Doppelzentner Roggen gegenübersteht, so bleibt doch eine Fehlmengende von rund 12 Millionen Doppelzentnern, für deren Bezug wir auf Rußland angewiesen sind.

Notizen.

— Unser neuer Roman, „Die Erwerbung der Maria Carmen“ von Ludwig Brinmann, schildert den Kampf eines deutschen Ingenieurs für die Wiederbelebung einer aufgegebenen mexikanischen Grube. Die Energie dieses deutschen Pioniers scheitert an der Macht und Schlaubeit des amerikanischen Kapitals, das ihn um den Erfolg seines Ringens bringt. Brinmann's Held ist etwas zu sentimental, um als Typus gelten zu können, und Europas überflüssige Höflichkeit wird ein bißchen zu kritisch gegen den „Americanismus“ ausgespielt, aber den Grundzug bildet doch der ohne alle Tendenz-mache mit den Mitteln eines echten Künstlers gestaltete Kampf zwischen Kapital und Arbeit.

— Theaterchronik. Im Charlottenburger Schiller-Theater geht am Donnerstag, abends 8 Uhr, zum erstenmal die Restrosche Zauberposse „Lumpacivagabundus“ in Szene. Diese Vorstellung findet statt zum Besten des Kriegshilfsvereins für den Wiederaufbau der Stadt Solda in Ostpreußen.

— Gegen die Kinderuniformen. Englische Arbeiter haben gedroht, Ueberstunden einzustellen, wenn dem Antrag nicht ein Ende gemacht werde, Kinder in Strick heranzulassen zu lassen. Für das Meer wollen sie gern Mehrarbeit leisten, nicht aber für solche Ueberarbeiten.